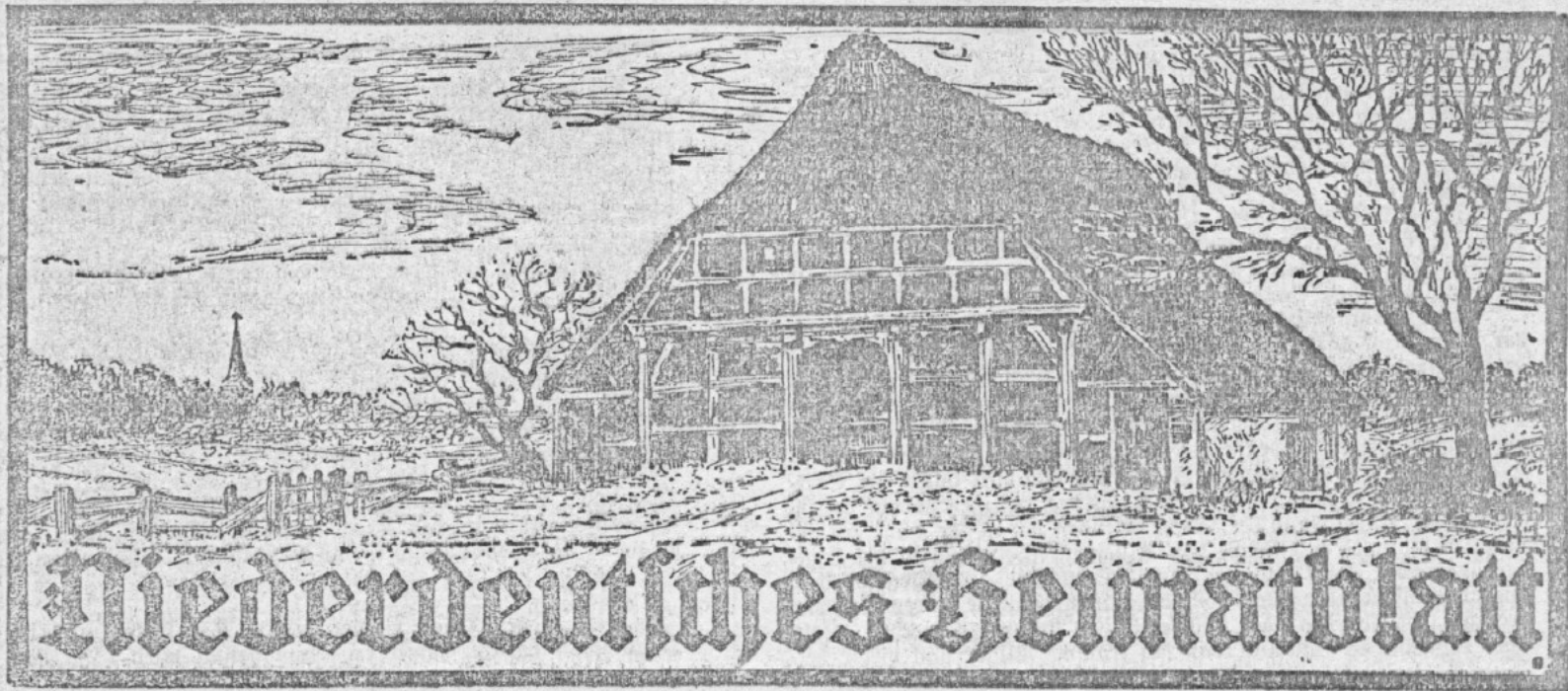




Nr. 2.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Niederdeutsche Hausbrücke.

Gesammelt und ins Hochdeutsche übertragen von Hans Runge.

Dies Haus ist mein,
Und doch nicht mein;
Der vor mir war,
Glaub' auch, 's wär fein;
Er ging hinaus,
Ich ging herein;
Und nach mir wird
Es auch so fein.

Wer will haben, daß ihm geling,
Der sehe selbst zu seinem Ding.

Sau as dat use Olen da'n
Schall dat südder of bestah'n:
Plattdütsch Sinn, of plattdütsch Art
Bliv in düssen Hus bewahrt.

So gebauet, wie ewig gelebet,
So gelebet, als morgen gestorbet!

Vom heiligen Hippolit in Bleren.

Von Dr. G. Lübken (Bremervorhaben).

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte vom heiligen Hippolit ist häufiger und in verschiedenen Fassungen erzählt worden. Es ist eine Sage, so gut und so schlecht wie andere Heimatssagen, eine Verknüpfung aus verschiedenen Elementen. Gläubiges Christentum ist mit heidnischem Aberglauben im Geschmaek des Volkes bunt miteinander vermischt.

Kurzum — in kurzen Worten — die Hippolits-Sage, wie etwa sie sich aus den verschiedenen Lesarten herauschält:

Als die Blerer ihre Kirche auf dem zur hohen Wurt verbreiterten Weserdeich bauen wollten, kamen sie von dem alten friesischen Aberglauben nicht frei, daß — wie bei jedem Deichbau — etwas „Lebendiges“ in den Baugrund versenkt werden müßte. Begnügte man sich bei einem gewöhnlichen Deiche wohl mit dem Eingraben eines lebendigen Hundes, hier mußte es ein Kind sein. Auf dem jenseitigen Ufer, in Lehe, kaufte man ein solches.

Den heiligen Hippolit, der hinzukam, als man im Begriff war, das Kind einzufuhren, und der mit empörten Worten die Missetäter von ihrem gottlosen Tun abzubringen versuchte, legte man in Fesseln und peinigete ihn dann, indem man ihn von Ochsen schleifen ließ. Für Sankt Völten mauerte man in die Kirchenmauer ein grausames Gefängnis und überließ ihn dort dem Hungertode. Tauben sollen ihm noch lange Zeit durch das Luftloch zu Häupten Nahrung zugebracht haben. Lange Jahre noch soll man gehört haben, wie der Heilige zu diesem Loch heraus, von dem aus er nach Lehe hinübersehen konnte, die klagenden Worte gesprochen hat:

O wehl, O wehl
Du fündig Leb,
Wenn id di seh,
Deit mit dat Hart im Uwe wehl.

Nach Tode des Heiligen aber soll der Flecken Lehe zur Sühne für die Vergabe des Kindes in Flammen aufgegangen sein.

Was nun die Geschichte vom heiligen Hippolit anderen sagenhaften Erzählungen gegenüber voraus hat, das ist die Dertlichkeit selber, die Blexer Kirche, eine der ältesten und ehemals die bedeutendste Kult- und Kulturstätte an der Unterweser.

Als trohiger Festungsbau erfüllte sie vormalig ihren wichtigsten Zweck in den Kämpfen um die Beherrschung des Weserstromes und um den Besitz der fruchtbaren Fluren des reichen Marschlandes, sodann aber half sie als mächtige Gaudikirche im Sprengel der Bremer Erzbischöfe den Ruhm und die Macht des Christentums läuten. Das Gewand der Neuzeit zwar, das man ihr übergeworfen, insbesondere der schlanke Turmhelm, gibt ihr, besonders aus der Entfernung, ein alltägliches Aussehen. Aber durch die Maschen des modernen Kleides lugt das alte, grobgewebte Untergewand hervor. Die massigen Quadern in den dicken Wänden, die alten, vom schaurigen Geist des Mittelalters umwehten Gewölbe, die geheimnisvollen Verließe im Turmsattel und Chorgemäuer reden ihre bedeutungsvolle Sprache.

An solchem Mauerwerk ranken sich Mythen und Sagen mit Vorliebe hoch.

Ein altersgraues, in ungeschickter Plastik geformtes Bildwerk, das den Bogenabschluß eines in gotischen Formen gehaltenen Sakramenthäuschens bildet, ist mit diesem in eine Nische der nördlichen Chormauer eingelassen. Es stellt das Martyrium des Heiligen dar.



Ein grausamer Senkersknecht schlägt mit seiner Peitsche auf den für die Senkersarbeit bestimmten Ochsen ein, der für die Grausamkeit seiner Aufgabe offenbar mehr Gefühl zeigt als sein mitleidloser Treiber. In rührend ergebener Haltung läßt sich der Heilige über das spitzige Gestein hinwegschleifen. Die Hände zum Gebet zusammengelegt, ein kindlich-naiver Auffassung.

Die Gruppe ist alles andere als ein Kunstwerk, der Körper des Heiligen ist z. B. in ganz falschen Ausmaßen geformt; bei dem eigenartigen Gebilde im Hintergrunde muß man im Zweifel sein, ob es eine schroffe Felsenklippe mit Krüppelholz oder ein auflösender Scheiterhaufen sein soll (oder ist es die Feuergarde des brennenden Lehrs?). Immerhin ist aber dies Reliefbild in unserer

an Erinnerungsstücken so hohen Alters fast baren Heimat ein seltsames Erinnerungsstück.

Um dieses unscheinbare kleine Reliefbildchen und um ein in seiner Nähe befindliches Kerker-Verließ formen sich die einzelnen Elemente der Hippolits-Sage willig zu einem geschlossenen Kranz.

In dem bildgeschmückten Schränkchen wurden in der katholischen Zeit die Reliquien des Schutzheiligen der Blexer Kirche, eben dieses heiligen Hippolit, aufbewahrt. Im Volksmunde hieß und heißt er noch heute Sanct Pölten.

Das erwähnte Verließ, ein mannshoher, enger Raum, der von der Chorwand durch Mauern abgetrennt ist, wird noch heute das „Pöltengrab“ oder „Pöltsgrab“ genannt. Durch eine eiserne Tür ist es mit dem Kirchenraume verbunden, eine enge Fensternische in Manneshöhe gibt einen Durchblick auf das heute durch das Bremerhavener Stadtbild verdeckte Bremer-Lehe. Vertiefungen und einzelne ausgehöhlte Steine am Boden des Raumes sollen die Stellen bezeichnen, in denen Kopf und Arme des Heiligen geruht haben.

An der Außenwand der Kirche befinden sich in der Höhe des genannten Raumes eine Reihe von Nischen unregelmäßig in die Quadern gegraben. Hier sind zwar keine Schwerter geschliffen worden, wie phantasiebegabte Leute wohl behaupten, denn sie wären höchstens geeignet, Hellebarden oder Schwertschärfen stumpf zu machen. Wohl aber erscheint es glaublich, daß sich fromme Pilger von dieser heiligen Stätte Gesteinstrumen zur Erinnerung abgeschabt haben, ist es doch bekannt, daß noch vor 175 Jahren polnische Mönche sich ihre Gegenwart am Pöltengrab durch den Ortsgeistlichen bescheinigen ließen.

Stammen die Furchen an den Steinen des Pölts-Grabes nicht von solchen Wallfahrern her, so nahmen sie ihren Ursprung — Verzeihung, wenn ich den phantasievollen Schleier durchlöchere — von Schulkindern, die dort ihre geistlichen Waffen schärfen, nämlich ihre Stiften. Es sind nämlich viele solcher Schliffen des Schiefergriffels nicht nur an alten Schulen, sondern auch von Kirchen in der Nachbarschaft solcher Schulgebäude bekannt, es gibt eine größere Arbeit darüber.

Ist nun der heilige Hippolit historisch? — Da mag uns genügen, was ein angesehener Schriftsteller (Kohl) schon vor 100 Jahren schrieb. Er sagt, dieser Hippolit „soll von den mehreren kanonisierten Hippoliten, die die römisch-katholische Kirche als Heilige verehrt, derjenige sein, der unter der Regierung des römischen Kaisers Decius im Jahre 255 den Märtyrertod starb, indem er zu Ostia (dem Hafen von Rom) von Pferden zu Tode geschleift wurde. Die Münsterische Volksage versetzte diese Szene nach Blexen, und ließ ihn auf dem dortigen Kirchhofe von Ochsen schleifen.“

Klootfischen.

Von August Hinrichs*).

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wird Goy es mit ihm aufnehmen können? Der andere ist sicher zehn Jahre älter, und Goy ist neben ihm schlank und beinahe zart. Gewiß, Goy wirkt gut — gestern flüchtete er sogar weiter als Dode Frers — aber es kommt nicht nur auf den einen Wurf an, denn der Kampf wird bis zum Nachmittage dauern. Wird er durchhalten können bis zum Letzten? Er ist noch zu jung — viel zu jung.

Gerd Tormälén hat schwere Sorge, aber er trägt sie nicht allein. Alle Käller sind mit ihm einig, Goy ist zu jung. Und sie rümpeln die Stirn, wenn sie seinen Gegner betrachten. Nur Ontje Brink strahlt und ist seiner Sache gewiß.

Die nächsten beiden Würfe sind ein wenig kürzer, sonst verlaufen sie genau wie die ersten. Der stämmige Bernd Bruns flüchtet seine Kugel sicher neunzig Schritt weit auf einen kleinen Erdrücken, von dem sie prachtvoll trillert, der zweite Ostfrieze wählt denselben Punkt und bringt seinen Kloot noch ein paar Schritte weiter.

Wieder werden Bretter und Matten vorgebracht und neu aufgebaut. Noch liegen beide Gegner fast nebeneinander.

Jetzt wirft der kleine Lütje Lütje. Mancher von den Gegnern lächelt, als Lütje aus seinen dicken Pelzen heraustritt und einen nach dem andern abwirft — es bleibt fast nichts von ihm übrig, so schwächlich ist er. Aber wie er auf der Matte seine Knie spielen läßt und die Hemdärmel hochstreift, da ahnt man doch, daß seine Muskeln fest sein müssen wie Eisen. Er ist immer fröhlich und lacht, aber sobald er den Kloot in die Hand nimmt, ist er ein anderer. Seine Zähne knirschen aufeinander, er tänzelt wie ein Hohlten ein paar Schritte hin und her, und dann, während sein Arm zu freisen beginnt, schnell er vor, als bestände sein ganzer Körper aus federndem Stahl und schießt wie ein Pfeil in die Höhe. Als sein Kloot durch die Luft faust, brüllen alle noch lauter als bei den andern — das traute ihm keiner zu! Und ganz besonders liebevoll hüllt man ihn wieder in seine Pelze.

*) In der letzten Nummer brachten wir bereits den ersten Teil dieser köstlichen Probe aus dem soeben erschienenen Roman von August Hinrichs „Die Partjes“ (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig, 321 Seiten. In Leinenband 5,00 Mark). Er bietet außer spannender Handlung ein Stück Kulturgeschichte, in satten, leuchtenden Farben gemalt.

Der dritte Ostfrieze ist zwei Kopf größer als er, ein Riese, breit-schultrig und stark, fest und gerade gewachsen. Alles an ihm ist ruhiger Ernst. Er wiegt den Kloot in seiner gewaltigen Hand, faßt sein Ziel ins Auge, nimmt einen kurzen kräftigen Anlauf und wirft so unbefürchtet und sicher, als sei es ein Kinderspiel hier und nicht der Kampf um die Ehre eines ganzen Volkes. Und wieder liegen die Kugeln nahe nebeneinander.

Jetzt kommt auf jeder Seite ein Neuer, ein Unbekannter, und alle wissen, bei diesen beiden liegt heute die Entscheidung. Was werden sie leisten?

Ganz besonders sorgfältig legt Gerd Tormälén die Bretter und sieht unruhig nach den Ostfriesen hinüber, die Goy prüfend betrachten und dann überlegen lächelnd ihren Werfer umringen. „Sechshundneunzig Schritt“, sagt der gerade zu seinem Bahnweiser, und Gerd Tormälén gibt es einen Stich. „Wieviel für dich, Goy?“ fragt er. „Hundert“, sagt Goy. Aber Gerd schüttelt den Kopf. „Ich nehm für dich neunzig Schritt, nicht mehr. Sieh scharf auf die Fahne und halte den Kloot nicht zu lange fest, sonst kommt er zu steil. Flach, Goy, flach ist die Hauptsache. Hast du den Kloot?“

„Ja.“

„Wo?“

„Hier in der Tasche — sieh her.“ „Laß stehen, und leg deine Hand schon herum, damit er warm genug wird. Du hast einen verdammt starken Gegner, Junge.“

„Er aber auch“, lacht Goy.

Gerd Tormälén schreitet den Wurf ab — einen Schritt genau so lang wie den andern, felerlich und ernst. Neben ihm geht Dubbe Tiarks, laut zählend: achtundsechzig, neunundsechzig, siebzig — da stutzen sie beide, zwanzig Schritt vor ihnen läuft der Sichelgraben quer übers Feld. Sie zählen betroffen weiter — achtundachtzig Schritt sind's bis an sein vorderes Ufer, und zwölf bis fünfzehn Schritt ist er wohl breit. Schlägt die Kugel hinein, so prallt sie beim Aufspringen gegen die Uferwand und bleibt liegen, es bleibt nichts übrig, als kürzer zu werfen. Wenn sie ein oder zwei Schritt vor dem Graben aufschlägt, muß sie mit dem ersten Satz hinüberhüpfen und kann weiter trillern. Es kommt alles darauf an, nicht zu weit und zu kurz, eben genau sechsundachtzig Schritt zu flüchten.

Sie gehen beide zurück und verständigen ihre Werfer. Die gehen vor, besehen das Feld und finden dasselbe: sechsundachtzig Schritt müssen sie werfen, nicht mehr und nicht minder. Aber das ist kein Wurf für Neulinge; nur alte, erprobte Kämpen werfen so sicher.

Shabbe Wulf, Goy's Gegner, tritt noch einmal selbst die Bahn ab, langsam, ernst und bedächtig. Goy prüft sich die Breite des Sichelgrabens fest ein.

Dann endlich tönt der Trompetenstoß, und nie waren die Menschen so atemlos still wie jetzt. Dieser Wurf kann den ganzen Tag schon entscheiden.

Shabbe Wulf ist seiner Sache gewiß und tritt zuerst auf die Bretter. Sein rotgewürfeltes Hemd bauscht sich um seinen mächtigen Oberkörper, die lederne Hose wird nur durch einen Riemen um den Leib gehalten, und wie er sich jetzt bückt, die kurzen Beine gekrümmt und auswärts gebogen, die langen rotbehaarten Arme fast bis auf den Boden herabhängend — wie er da steht und leicht in den Knien zu schaukeln beginnt, da spürt man erst, welche eine verhaltene Kraft in ihm steckt.

Jetzt wiegt er den Kloot vor und zurück, noch einmal vor und zurück, und jetzt beginnt er zu laufen, immer gebückt, fünf, sechs kurze plumpe, schaukelnde Schritte, jetzt reckt er sich hoch, und mit einem einzigen Kreisen des Armes schleicht er den Kloot übers Feld. Er sieht ihn als schwarzen Punkt in der Luft und verfolgt seinen Weg — immer noch in derselben Stellung, auf einem Bein, das andere im Krampf nach der Seite gestreckt, als müßte er den Flug damit lenken. Da — da — ein tausendstimmiger Schrei, jäh abgerissen; keil prallt der Kloot zurück, steigt hoch in die Luft und fällt schwer nieder, mitten in den Graben hinein!

Einen einzigen Schritt warf Shabbe zu weit.

Atemlos still ist es rings. Ein schweres Seufzen geht durch die Menge, dann richten sich alle Augen auf Goy.

Der tritt auf die Matte.

Wie ein schwarzer Wald umringt ihn die Menge und säumt die weite ebene Bahn, an deren Ende das farbige Fähnchen winkt. Unmittelbar dahinter läuft der tüdliche Strich des Sichelgrabens quer vorüber.

Zum erstenmale steht Goy hier oben vor seinen Volksgenossen, er fühlt das Pochen ihres Blutes in dem seinen, alle Herzen zittern um ihn — er sieht Alnte ganz blaß mit großen Augen nach ihm herstarren, und heben ihr redt Hille sich auf den Zehenspitzen vor — in allen Augen leuchtet bange Erwartung.

Da krallen sich seine Finger fest um den Kloot.

Prüfend bewegt er den Arm; die bauschigen Ärmel hindern, er reißt das Hemd auf und spürt nichts von der schneidenden Kälte. Mit nacktem Oberkörper reckt er sich auf. Beide Hände hoch über den Kopf gehoben steht er da, gerade und schlank gewachsen, seine schmalen Nasenflügel beben, und seine Brust wölbt sich beim Einsaugen der kalten Luft. Jetzt sinkt der linke Arm nach vorn und zeigt auf das Ziel, der rechte mit dem Kloot schwingt zurück und jetzt verändert sich jäh sein Gesicht. Die Lippen sind fest zusammengepreßt, die Nase ist nur noch ein schmaler Rücken, die Augen sind hart und klar. Er blüht sich nicht nieder, er krümmt nicht den Rücken, er wiegt nicht den Körper, nur ein wenig neigt er sich vor — jetzt fliegt er über die Matte, plötzlich, von einem wirbelnden Schwung vorwärts gerissen, schnell sein Körper hoch in die Luft

man sieht nur das kreisende Rad seines Armes — ein pfeifender Laut, und dann der saufende Moot!

Sie schreien nicht auf; als wären sie fest gebannt, so starren sie alle nach oben und verfolgen die Bahn. Aber jetzt — was ist das? Nein, er trifft nicht, er trifft nicht! Gerd Tormälén redt erschrocken die Fahne — zu hoch, viel zu hoch saust die Kugel heran. „Hierher — hierher!“ schreit er verzweifelt und vergißt ganz, beiseite zu springen.

Er fühlt es, sie wird ihm den Kopf zerschmettern. Er steht wie versteinert — er hört sie pfeifen, über sich hin — in den Graben hinein — nein — nicht in den Graben, hoch darüber hinweg, über Bahnweiser und Graben hinweg auf das andere Ufer!

Da! Da schlägt sie nieder, jenseits, und macht einen Satz wie ein Vogel, der spielend die Erde berührt und im Fluge davonzieht.

Jetzt brüllen sie auf, jetzt müssen sie brüllen, tosen, lachen, schreien, irgendwie rasen in Jubel und Lust. „Glen herut, Glen herut!“ Und die Erde dröhnt vom Gestamp und Getrappel der Füße. Immer noch trillt die Kugel da vorn, weit, weit auf der elenen Fläche dahin. Als Gerd Tormälén sie endlich erreicht und die Fahne erhebt, stürzen sich die Menschen wie ein schwarzer Wienischwarm über ihn her.

Sast huntet Schritt Vorsprung brachte der eine Wurf!

Eine andere Menge stürzt sich auf Goy. Er will sich wehren, da fliegt er schon hoch in die Luft, wird von hundert kräftigen Fäusten aufgefangen und wieder hinaufgeschleudert — dreimal wirft man ihn hoch, dann wird er gerieben, verlopft, in eine Unzahl Dedden gewickelt und sieht zehn Tassen dampfenden Tees zugleich vor seinem Gesicht. Er ist froh, unendlich froh, und läßt alles willig mit sich geschehen.

Da steht Ontje Brink vor ihm, den alten Silabelm, der ihm zu groß ist, so tief über die Ohren gezogen, daß er den Kopf in den Riaden werfen muß, um darunter hinwegsehen zu können, den Hals bis mit Tüchern umwickelt, die Stiefelholzschnur, aus denen oben das Stroh sieht, bis an den Leib hochgezogen. Er lacht und tanzt wie ein Kind: „Zunge, Goy — ich habe zwei Taler gewettet — einen bekommst du ab!“

*

Die Sonne steht schon im Westen, als Goy zum letztenmale wirkt. Er ist wie ein Löwe der Blut geleckt hat; hart und grausam flackert es in seinen Augen, es ist etwas Wildes in ihm, eine tolle, übermütige Lust. Und mit wütender Kraft schleudert er diesmal den Moot, daß ihm das Blut aus der Nase stürzt.

Da packt der alte Dubbe Tiarks seinen Arm: „Zunge — du wirfst wie der Teufel — genau wie dein Vater. Der hatte auch schon dies Wilde in seinem Blut und ging daran zugrunde. Es wäre schade um dich — sieh zu, daß du immer glatte Bahn vor dir hast.“

Aber schon wird Dubbe beiseite gedrängt; ein solcher Tummel hat die Menschen gepackt, daß sie jetzt, da die Trompeten den Sieg verkünden, sich nicht mehr beherrschen. Einen ganzen Tag standen sie draußen im schneidenden Frost, ihr Haar ist bereist, ihr Bart ist mit Eiskrusten durchseht, trotz Pelzen und Dedden sind Hände und Füße erstarbt — aber Rum und Genever feuern sie an, sie stürzen auf die waderen Werfer und schleppen sie auf ihren Schultern in die Runde. Goy ist der Jüngste, der Letzte, der Beste — der Held und der Retter — jeder drückt ihm die Hand, und wer nicht hinreichen kann, weil alle zugleich ihn bedrängen, der brüllt ihm zum Heil den alten Mootschieferruf: „Lüch up, Glen herut!“

Im Krug sind Diele und Döngen voll trintender und johlender Bauern, so daß niemand hindurchkommen kann. Ueber Köpfe und Tische hinweg zieht man Goy auf seinen Platz, und jetzt will jeder mit ihm anstoßen und trinken. Der riesige Schmied, der Rotbart, packt ihn und hebt ihn samt seinem Stuhl bis zur Decke, dann setzt er ihn nieder, daß es kracht, schmettert seine Faust auf den Tisch und brüllt: „Verdammt, Goy, du bist mein Freund, und wer dir was will, dem schlag ich den Schädel zu Brei!“ Er streift sich das wollene Hemd von den mächtigen Armen und sieht drohend umher, aber niemand ist da, der ihm widerspricht. Da faßt er den großen Krug und trinkt ihn in einem einzigen Zuge leer — mit dem Raufen muß er noch warten.

Goy sieht mit lachenden Augen über die Diele. Der Kröger hat ein Wagenrad mit Lichtern unter die Decke gehängt, und ihr flackerndes Schein leuchtet auf lauter frohen Gesichtern. Alle, alle trinken ihm zu; auch Urp schwenkt ihm den Krug entgegen, schon halb betrunken, und lacht: „Tausend Taler hab ich heute um dich verloren — aber was tut's? Ein Satanskler bist du doch — trink aus!“

Und Goy lacht und trinkt.

Ist er nicht ein glücklicher Mensch?

Aussterbende Küstenvögel.

Brutstätten auf den nordfriesischen Inseln. — Einst Millionen von Vögeln, heute wenige Paare. — Die Ursachen der Abnahme. — Eierdiebe und Schießprügelschützen. — Vogelfreistätten an Nordsee und Ostsee.

(Nachdruck verboten.)

Sagenhaftes Land ist das Gebiet der nordfriesischen Inseln. Personen und verträumt liegt es im Glast der Sommermonate; trüblich und wehrhaft redt es sich dem Meer entgegen, wenn die Winterstürme brandende Wogenmassen andonnern lassen. Untrenn-

bar ist von dem Bild der Inseln das Schwirren der Seemöven und Seeschwalben, der Musterschiffer, Kotschenschel und Regenpfeifer.

Diesen gesieberten Seegästen broht Gefahr. In den letzten achtzig bis hundert Jahren ist ein starker Rückgang im Bestand bemerkbar geworden, und wenn der bedauerlichen Entwicklung nicht entgegengewirkt wird, sind die Tage nicht fern, an denen die letzten Brutvögel und Brutstätten verschwunden sind. Unter Führung von Professor Dietrich (Hamburg) hat sich daher der Verein Jordsand — als Tochterverein des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt — gegründet. Er hat bereits im Verlaufe seines Bestehens fünf Vogelfreistätten geschaffen; an der Nordsee Jordsand, Ellenbogen und Norderoog, an der Ostsee Dehl, an der mecklenburgischen Ostseeküste den Langenwerder bei der Insel Poel.

Welche Ursachen hat das Aussterben der Seevögel?

Der große Ornithologe Naumann schilderte vor hundert Jahren mit Begeisterung seine Eindrücke, die er von einem Besuch der nordfriesischen Inseln erhielt. Wir sehen bei der Lektüre seines Berichtes das kleine Eiland Norderoog, die Brutstätte der kentischen Seeschwalben, gleich einer Schaumflöte auf dem blauen Meer schwimmen, so groß ist die Zahl der dort brütenden, von ihm auf eine Million geschätzten Vögel; wir bewundern mit ihm die herrlichen Möven und prächtigen Seeschwalben, die meist ohne Scheu vor den sich nähernden Menschen auf ihren Eiern sitzen bleiben oder sich in beschaulicher Ruhe der Verdauung hingeben oder eleganten Fluges in den Lüften tummeln. Und nun kommt der Höhepunkt in all den großartigen und neuen Eindrücken: wir schreiten durch die Dünen des Ellenbogens, wo die Tausende von Silbermöven, Tausende von kentischen und Hunderte von kaspiischen Seeschwalben nisten, und das Wort erstirbt uns bei all den Wundern, die sich unserem Blick austun.

Der Schleswig-Holsteinische Ornithologe Rohweder besuchte diese Gegend 1886 und beschreibt den Eindruck, den er von diesen klassischen Stätten gewonnen: Ich setzte mich auf dem Ellenbogen ungefähr an der Stelle in den Dünen nieder, von der aus Naumann vor 67 Jahren seine Skizze angefertigt hat. Aber wie ganz anders würde sein Bild heute ausfallen! Die zahllosen Brandseeschwalben sind ganz verschwunden, von den kaspiischen Seeschwalben noch dreißig bis vierzig Paare vorhanden, von den Tausenden von Silbermöven sind noch einige Hundert übrig geblieben.

Das schrieb Rohweder vor 38 Jahren. Und wie stand es zu Beginn dieses Jahrzehnts? Die kaspiischen Seeschwalben waren auf zehn oder elf Nischen zurückgegangen, die Silbermöven noch in etwa hundertfünfzig Paaren vertreten, dazu einige Musterschiffer, Fluß- und Zwergseeschwalben und Regenpfeifer. Das sind die kümmerlichen Reste der Vogelscharen, die einst Naumanns Auge entzückten.

Ähnlich wie auf Sylt ist es überall an den deutschen Küsten. Ob wir uns nach Borkum oder Juist oder Neuwerk, nach Fehmarn oder nach Poel oder Ostddensee wenden, überall zeigt sich ein so bedeutender Rückgang, daß sich der Tag schon vor-ausschauen läßt, wo von all diesen Orten der letzte Brutvogel verschwunden ist.

Die Ursachen liegen zum großen Teil in der Entwicklung des Badelebens mit all seinen Begleiterscheinungen. Die Badeorte benötigen immer mehr Raum. Neue Villenkolonien entstehen in den Dünen. Neue Dampfseilbahnen, neue Eisenbahnen bringen lauten Verkehr auch in bis dahin ruhigere Gegenden. Die Bade-gäste beleben den Strand und das Küstengelände. Die Vögel finden keinen stillen Platz mehr, an dem sie ungestört ihrem Brutgeschäft obliegen können.

Mit der Entwicklung der Badeorte, der immer regeren Bautätigkeit strömten aus dem Binnenlande allerlei Leute: Maurer, Zimmerleute und andere Handwerker, Arbeiter usw. herbei, die mit den Brutverhältnissen der Seevögel nicht vertraut sind und die oft rücksichtslos alles mitnehmen, was sie an Eiern auf ihren Ausflügen finden. Einige Fremdlinge haben sogar ganze Raubzüge an der Küste unternommen. Die berechtigten Sammler respektieren die Schonzeit und nehmen im wohlverstandenen eigenen Interesse nur frische, nicht angebrütete Eier. Die Eierdiebe aber nehmen alles, was sie finden, zunächst an sich, oft nur, um womöglich achtlos fortzuwerfen, was sich als angebrütet erweist. Im besten Falle wirft man solche Eier den Schweinen vor. Auf Neuwerk fand vor einigen Jahren ein Freund von Professor Dietrich einen ganzen Haufen Seeschwalbeneier. An diesem Tage waren zahlreiche Ausflügler vom Festlande herübergekommen und hatten alles mitgenommen, was sie an Eiern fanden. Als sie schließlich dann merkten, daß die Eier schon stark angebrütet waren, leerten sie ihre Körbe auf einen Haufen aus. Rationelles Sammeln ist dem Bestande der Seevögel nicht schädlich, da sie sehr bald ein zweites, oft ein drittes Gelege hervorbringen. Gefährlich ist nur das wilde sinnlose Eierrauben. Und das hat überhandgenommen.

Nicht weniger bedenklich ist das Schießen. Auf Jordsand lagen vor kurzem noch Hunderte von Patronenhülsen umher. Zahlreiche tote Vögel konnte man finden, oft wurden solche angeschwemmt. Wieviel sind einfach angeschossen ins Meer gefallen! Wieviel Junge sind dann in den Nestern verhungert! Ein Fremder soll auf Neuwerk die ganzen Kosten des Sommeraufenthaltes für sich und seine Familie durch den Erlös für die Nalge erlegter Seeschwalben herausgeschlagen haben. Er wird es wohl ebenso gemacht haben wie die Eingeborenen, die die erste erlegte Seeschwalbe in die Höhe werfen, dadurch die Artgenossen anlocken und so von einem Platz aus Hunderte erlegen. Unter diesen Umständen war eine allmähliche Ausrottung der Seevögel unvermeidlich.

Der Gefahr zu begegnen, schloß sich Professor Dietrich mit an-

deren Vogelfreunden zusammen und ging in Verbindung mit dem Deutschen Verein zum Schutz der Vogelwelt daran, Vogelfreistätten zu schaffen. Sie haben den Zweck, den Vögeln Plätze zu verschaffen, auf denen sie ungestört brüten können. Die glänzenden Erfolge dieser Freistätten beweisen, daß die Ursachen des Aussterbens richtig erkannt waren und die richtigen Mittel zur Abhilfe angewandt wurden. Als bisheriger Erfolg ist zu buchen, daß erst einmal der vorhandene geringe Bestand sich wieder gehoben hat, und daß neue Brutvögel sich einstellen.

Zahlenmäßig ist der Erfolg dahin festgelegt, daß auf Jorbo und 1906 etwa 120 Paare Kistenschwalben nisteten, jetzt dagegen schon wieder an die 4000. Auf Ellenbogen fand sich 1908 gerade noch ein Nest der Sturmmöve; heute sind es bereits an die Hundert.

Auch in den breiten Schichten unseres Volkes wird mehr und mehr das Verständnis für die Natur wachsen. In ihr finden wir Erholung, Freude und Belehrung. Nicht in der geschändeten, verstümmelten Natur, sondern in der lebendigen mit ihren Reizen und Schönheiten.

J. R.

Funde und Ausgrabungen.

+ Einbaumfunde. Am Ufer der Weser trieb bei Obenstädt ein uralter Baumstamm an, der sich bei näherer Betrachtung als Einbaum entpuppte. An den Seiten des Einbaumes sind noch deutlich die Löcher erkenntlich, durch die die Ruder geschoben wurden. Vor einem Jahre trieb ebenfalls in der Nähe bei Petershagen an der Koppel ein Einbaum an, der dem Mindener Heimatmuseum zugeführt worden ist.

Ein anderer Einbaum wurde kürzlich in der Lesum bei Wegesack geborgen und dem dortigen Heimatmuseum zugeführt.

+ Urnenfunde. In der Nähe des Bahnhofes Wassahl bei Stade ist ein umfangreicher Urnenfriedhof bloßgelegt worden. Bei dieser Gelegenheit sind Evangen und andere vorgeschichtliche Geräte gefunden worden. — Beim Einfriedigen einer Weide bei Siebern im Lande Wursten, in der Nähe der vorgeschichtlichen Stätte Willgebet, wurde eine etwa 30 Zentimeter große, gut erhaltene Urne gefunden. Die Urne enthielt außer Aschenresten noch Metallspiralen aus gelblichem Metall sowie eine 5 Zentimeter lange Eisennadel.

+ Grab aus der Steinzeit. In einer Lehmgrube bei Rosdorf hat Dr. Crome aus Göttingen mit seinen Hörern ein Grab aus der Steinzeit untersucht; es war schon längere Zeit bekannt, ist jetzt aber durch den Lehmabstich erreicht worden. Es hatte die bekannten Maße dieser frühesten Gräber mit Brandbestattung bei einem Durchmesser von 1,20 Meter eine Tiefe von 80 bis 90 Zentimeter. Der Tote ist nach der Verbrennung in der Grube bestattet; verkohlte Stübe Erlenholz sind heute in ihrer Maserung noch deutlich erkennbar.

+ Ausgrabungen im Kreise Leer. Bei dem Orte Völlen im Kreise Leer wurden Ausgrabungen vorgenommen, um Grundrisse einer alten Burg festzulegen, die aber keinen Erfolg gehabt haben. Es handelt sich um die sogenannte Eppenburg, die ihren Namen von einem Junker Epp von Lorenwarf erhalten haben soll. Von den Besitzern der Burg ist nur der Häuptling Kappe bekannt. Sie wurde 1442 von den Groningern geschleift. Man ist sich jedoch auch nicht darüber sicher, ob es sich hier wirklich um die Eppenburg gehandelt hat, obwohl der Platz im Volksmunde seinen Namen bis heute behalten hat. Vielfach ist auch die Meinung vorhanden, daß an dieser Stätte die alte Papenburg gestanden hat. Weiß jemand Näheres?

+ Vorgeschichtliche Funde bei Falingbafel. Der Direktor des Provinzialmuseums zu Hannover, Dr. Jacob Friesen hat Ausgrabungen bei den sieben Steinhäusern bei Falingbafel vornehmen lassen. Es wurden 5 Skelette von Bronzegegenständen freigelegt, die darauf schließen lassen, daß die Grabstätten 5000 Jahre alt sind.

+ Vorgeschichtliche Funde. Im Duvenser Moor bei Samburg sind vorgeschichtliche Funde gemacht worden. Man fand bei Grabungen in großer Menge Feuersteinsplittter, wie sie bei der Herstellung von Feuersteingeräten entstehen, sowie fertige Geräte in größerer Anzahl. Besonders wichtig ist der Fund einer Art Fußboden, der aus Wurzelnrinde und Kleferrindborste sorafaltig gelegt war. Solche Lagen bildeten den Grund des ganzen Wohnplatzes. Die Feuersteinwerkzeuge zeigen noch keine geschliffenen Flächen und sind noch primitiv in der Form und Bearbeitung. Bei den Funden handelt es sich um den ältesten bekannten Wohnplatz Nordwestdeutschlands.

*) Aus der Monatschrift „Niederdeutsche Heimatblätter“ (Hauptchriftleiter Harry Wolff), Niedersächsisches Verlagsgesellschaft, Hannover.

Menschen, Tiere und Geräte im niederdeutschen Sprichwort.

1. Der Mann.

’n Keerl as’n npperegten Mastködel.

Datt ’s ’n goden Keerl, steiht den Blind Bär ’n Dog ut!

He is ’n Keerl as Maas, un Maas is ’n Keerl as ’n Bund Schiet (Dred).

Mann kumm na Sus, de Pastor wilt’n Offen sehn!

Wenn ’n riken Mann krank is un ’n arm Wis Pankofen bakt, dat weet ’t ganze Dorp!

Mann’s Moder is Froen’s Düvel, Froen’s Moder is Mann’s Satan.

De den Mann freet, freet of de Schulden.

Mannslid verschwiegt anner Keerls Heimlichkeiten, Froenslid sund’t narisch up.

2. Die Frau.

De Fro kann mehr ut’n Finster herutschmieten as de Man in de Schürdör-insfahrt.

Giff din Fro gode Wör, Jan, schmet ehr de Bibel an’n Kopp.

’ne fette Fro und ’ne magere Roh sund ’n schlecht Teeken för’t Sus.

’ne glatt Fro is’n gefährlich Stuck Möbel.

Peter de Fro hett de Bugen an as numms in’n Sus.

Dat givt twe Art Froens, een Art is as de Göt’ und halt’t tohoop, de anner Art as de Döhner, de kleit’t antenanner.

De Fro un de Katt gehört achter de Dör, de Mann un de Sund hervör.

Twée Froens up een Däl is een tö väl.

’ne gode Fro un ’ne gode Katt holt dat Sus rein.

’ne Fro de nich schellt, ’n Sund de nich best, ’n Katt de nich auf’t, ’n Nap de sich nich luf’t, de dögt nig.

Froens Arbeit is beheene un nimmt sin Dag keen Enne.

Wenn de Fro Brot spaaren will, bakt se Rolen.

Man god, datt’t numms van mien Blood is, sä’t Wief, as se mit eern Keerl na’n Galgen fahren deen.

Folg.

Von Hans Friedrich Mund.

(Nachdruck verboten).

Idel as Gold gait de Wendsünne,
Keen Wind un weert as een Stöwefen dünn, —
So lurig warm brennt de Dag sit dood,
It stieg ut de Weel, wat wälig to Mood
Misch noch maal rin. Dor lacht se vergrillt
Un wiest mit mien egen Spegelbild.
Un wiest mien Gesicht in een Gespinst
Dat geel in mien egen Dgen glinst.

’t is laat, dat Schimmern ward sollengries
De letzten Vagels verflütert sin lies.
It kiel und kiel un dodenbleef
Seh il mi jülben an ut de Weel
Un lach verbißert un vöör mi ni, —
Von sinnen de anner kint dichter bi.
„Wat wult?“ Best mi bun günt wat to miellen?
Wat kiest so drang? Wult mi wat vertellen?
Weerst lang dor sinnen?“ De anner bögt
Sich sachten rop, as wull he to Högd.
„Segg mi doch wat, giv Wodd, wult rop
Bist du mien Vieu, bin il de Popp?
Bist sinnen, bist hoven? Bist du mien Seel?
Bin il dien Spegel, bin il man Speel?
Bist du de Folg, de dwer Nacht
Wen’t slaven bin, mit mien Seel maracht?
Bist du de anner, bin il de Droom?
Bist du de Wotel un il man de Boom?
Bin’t sülms an’n Grund, bist du de Weid,
Bin il dien Folg, — wat best mi vertellen?“

*) Aus den bei Georg Müller, München, demnächst herauskommenden Gedichtsammlungen des Verfassers.